

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 89.

Freitag, 27. April.

1928.

(5. Fortsetzung.)

Um Haaresbreite.

Roman von Guido Kreuer.

(Nachdruck verboten.)

Zehn Minuten später standen sie einander gegenüber. Das letzte Bild vor der großen Pause sagte die bisherige Szenenfolge zu grandioser Ensemble-Apotheose zusammen, die, amphitheatralisch geordnet, alle Darsteller auf der Bühne und um Rena Vint versammelten und regelmäßig frenetischen Jubel des hingeworfenen Hauses erzwingen.

Zumindest acht bis zehn „Vorhänge“ waren Selbstverständlichkeit.

Sonst hatte Rena den Beifallsturm allabendlich geduldig über sich hinprasseln lassen — heute packte sie den Moment ab, als die Gardine zum zweiten Male niederrauschte. Achtete nicht auf die verzweifeltsten Rufe des Regisseurs. Setzte an ihm und ein paar Bühnenarbeitern vorbei, durch die nächsten Seitentüren. Hastete den Gang zu ihrer Garderobe entlang. Riß die Tür auf.

Da stand der Rittmeister von Yskem mitten in dem kleinen Raum.

Erst in dieser Sekunde, wo sie ihn wieder von Angesicht zu Angesicht sah, — erst jetzt kam ihr blickartig sah zu voller Erkenntnis, wie unsinnig sie sich nach ihm gesehnt und welche Abgründe trostloser Verzweiflung die letzten vierundzwanzig Stunden in ihrer Seele aufgerissen hatten.

„Bernt!“ schrie sie, stürzte auf ihn zu und streckte ihm, wie hilflos suchend, beide Arme entgegen.

Er zog sie an sich.

„Herzlieb!“ Seine Stimme klang seltsam rau, fast brüchig.

Und nach einer langen, endlos langen und doch so flüchtigen Minute, während sie stumm und selbstvergessen an seiner Brust geruht hatte:

„Daß wir uns so wiedersehen müssen!“

Diese kaum hörbar zwischen den Zähnen gemurmelten Worte entriß sie brutal ihrer Glücksverjüngung und peitschte sie mit Geißelhieben in die Gegenwart hinein.

Sie richtete sich auf. Sie gab seine Hände nicht frei, aber trat einen Schritt zurück und starrte ihn an.

Nun erst sah sie, daß seine Züge fahl und blutleer waren; übernächtigt, verkrampft, von kleinen scharfen Falten durchschliffen, die vor seiner Hamburger Reise nicht dagewesen.

„Bernt!“ stammelte sie entsetzt. „Es waren doch nur acht Tage, daß wir getrennt von einander blieben. Um Christi willen — wie siehst du aus.“ Seine stählernen grauen Augen gingen über sie hinweg.

„Wie ein Mann“, sagte er tonlos, „dessen Ehre und dessen Namen man auf den Schindanger geschmissen hat. So sehe ich vermutlich aus. Oder weißt du etwa nicht, was auf dem Horner Moor gestern passiert ist?“

Sie warf den Kopf zurück, daß in ihrem schweren überblonden Haargelock jähe Fladerzungen aufhüschten.

„Doch weiß ich's! Du meinst diese lächerliche Affäre mit dem „Großen Hansa-Ausgleich“ und deiner Arawattennadel, die man in der Box eines anderen Pferdes gefunden haben will. Natürlich weiß ich's. Die Zei-

tungen berichten ja darüber in spaltenlangen Sensationsartikeln. Du wirst keinen finden, der durch die Presse nicht alle Einzelheiten kennt. Aber du wirst auch niemanden, der dich kennt, finden, der auf solchen schmählischen Verdacht auch nur einen Pfifferling gibt.“

„Bist du dessen so sicher?“ fragte er rasch und unwillkürlich aufatmend.

Die Diva nickte erregt.

„Ja — dessen bin ich sicher, daß es absurd wäre, darüber auch nur...“ Sie stutzte unversehens; hub noch einmal an: „Darüber auch nur...“

Aber es ging nicht weiter. Zählings hatte sie der Begegnung gedacht, die sie ein paar Stunden vorher im „Haus am See“ mit dem Grafen Tramin gehabt.

Ihr Verlobter ließ sie nicht aus den Augen.

„Was ist denn, Rena? Weshalb schweigst du mit einmal?“

Bis ins innerste Herz erschraf sie über ihre Unvorsichtigkeit, sich verraten zu haben.

Sie mühte sich, Bernits Blick zu ertragen, zu lächeln, mit einer Notlüge sich aus der Affäre zu ziehen.

Doch das bekam sie nicht fertig. Alles in ihr wehrte sich, unwahr gegen den Mann zu sein, dem ihr Herz gehörte.

Doch sie gab seine Hände frei, die sie noch immer in den ihren gehalten. Wandte sich ab, ließ sich auf den Stuhl vor dem Schminktisch nieder und begann über Arel Tramin zu sprechen. Mit verächtlich gesenkten Mundwinkeln, mit einer Stimme, in der Empörung und Widerwille zitterte, mit einer überheblichen Sicherheit, von der sie innerlich doch weit, so unendlich weit entfernt war.

Der Mann hinter ihr — dessen scharf geschnittene vornehme Silhouette sie im Spiegel abfangen konnte, wenn sie sich ein wenig vorbog — regte sich nicht. Schwieg auch noch sekundenlang, nachdem sie ihren Bericht endlich geschlossen.

Eine schwere, dumpfe Schwüle hing in dem kleinen Raum, über dem ein seltsamer Geruch von Schminke, Puder, Parfüm, Lack und Farben witterte.

Dann versetzte der Rittmeister von Yskem mit einer Stimme, die plötzlich müde schleppte:

„Siehst du, Rena, — da hast du das Urteil der Welt und eines meiner Kriegskameraden und Freunde!“

„Eines deiner Freunde!“ fuhr sie leidenschaftlich auf. „Nah — nur eines Menschen, den du bisher für deinen Freund hieltest!“

„Und wie dieser eine, so werden sie alle handeln, sobald sie sich vor die Zwangslage gestellt sehen, für ihre bisherige Überzeugung gegen das Urteil der Masse einzutreten.“

„Dann verzichte fortan auf das Urteil dieser blöden Menge.“

Langsam schüttelte er den Kopf.

„Wir leben nicht außerhalb der Welt und können uns nicht in das himmelblaue Wolkentuckdusheim verschollener Romantiker vertrieben.“

„Kennst du unsere Liebe ein Wolkentuckdusheim?“

Seine Lippen zogen sich in müdem Lächeln.

„Deine Liebe ist das kostbarste Geschenk, das die Vergebung mir bisher gab. Ich sprach auch nicht von unserer Gemeinschaft, sondern von den Menschen, unter denen wir nach wie vor gezwungen sind, zu leben und deren gesellschaftlichen und moralischen Forderungen wir uns nun einmal unterwerfen müssen, weil sie ungeschriebenes, aber unantastbares Gesetz sind. Eben dies Gesetz aber verlangt, daß ich mich von dem schweren Verdacht reinige, der seit gestern auf mir lastet.“

„Dann tue es.“

„Wenn ich es kann.“

„Wir werden den Weg dazu finden. Wir werden den Täter aufspüren, der dem Pferde des Herzogs von Hohenangern die Sattelschurte einschneit und deine Krawattennadel in die fremde Box schmuggelte.“

„Und wenn wir ihn nicht aufspüren?“

„Wenn wir“

Die Worte fielen hart und unerbittlich.

„Wenn wir ihn nicht aufspüren? Wenn der Mafel auf mir haften bleibt: Wenn die Oberste Kennbehörde meine Verweisung von den deutschen Galoppbahnen aufrechterhält? Wenn ich aus dem „Union-Klub“ und den Kreisen unserer bisherigen gesellschaftlichen Beziehungen ausgeschlossen werde? Wenn ich fortan als diffamierter Betrüger mit dem Brandmal auf der Stirn herumlaufe? Und auch der Ehrenrat des „Nationalverbandes deutscher Offiziere“ fällt über mich das Verdikt? Und ich bin künftighin nicht mehr satisfaktionsfähig? Und wenn man mir auf der Straße begegnet, sieht man kaltblütig über mich weg oder macht einen Bogen um mich? Weil man einem Individuum meines Kalibers nicht mehr die Hand reichen darf, ohne sich selbst zu bejuden? Was da n n, Rena?“

Sie wagte nicht zu antworten. Wie ein hilfloser Vogel im Netz, hatte sie sich in dem düster glimmenden Blick da drüben versangen.

Von seinen Lippen riß sich ein gequältes Lachen, das wie wildes, verzweifeltstes Aufschluchzen war.

„Was da n n, Rena? So wie bisher, können wir nicht weiter leben. Dazu sind wir beide in der Öffentlichkeit zu sehr bekannt. Also wolltest du deinen Namen, der heute unter den ersten der Bühnenkunst leuchtet, mit dem meinen vertauschen, den sie gestern in den Dreck getreten haben? Und sollten wir uns auf meinem kleinen Gut in der Priegnitz lebendig vergraben? Aber sei getrost — auch dort würde uns die gesellschaftliche Gemeinlichkeit erreichen! Und zum Schluß bliebe nur noch eins: auswandern und sich in irgendeinem weltvergessenen Erdenwinkel als Farmer oder Haziendero lebendig vergraben. Lachst du das? Und vermagst du zu ermessen, wie bald deine große seltsame Liebe verdursten und verkümmern und verwelken würde, weil einmal der Tag käme, wo die Neue über dich herfiel; und die Sehnsucht nach allem, was du um meinetwillen geopfert?“

Sie sprang auf, daß der Stuhl hinter ihr zu Boden schlug.

„Sprich nicht so!“ schrie sie.

„Ich muß so sprechen, da ich ein Mann bin und Verantwortungsgefühl habe und nicht daran glaube, daß ich den Täter von gestern jemals entdecken werde. Doch gerade weil ich mich keinen trügerischen Hoffnungen hingeebe, sondern alle Folgen übersehe, eben deshalb“

Er atmete tief auf.

„Eben deshalb dürfen wir heute zum letzten Male miteinander gesprochen haben.“

Das traf sie wie ein Schlag. Sie machte eine jähe, schwankende Bewegung und wäre vornüber gestürzt, hätte sie nicht noch im letzten Moment beide Hände um die Kanten des Trüfersessels gekrampt.

Der Rittmeister von Nstern wollte ihr beispringen, um sie zu stützen.

Doch sie hatte bereits die Beherrschung über sich zurückgewonnen, raffte sich hoch, wich einen Schritt zurück, als fürchte sie sich plötzlich vor der ehernen Unerbittlichkeit dieser harten Stimme da drüben.

Ihre Brust jagte in stoßenden Atemzügen. Ihre

großen tiefblauen, fast schwarzen Augen starrten über-
weit in fassungsloser Verwirrung.

„Was sagst du da?“ murmelte sie und fand kaum die Kraft, die Worte über ihre Lippen zu bringen . . .

„Bin ich wahnsinnig oder bist du es?! Wir dürfen heute zum letzten Male miteinander gesprochen haben?“

„Versteht du denn nicht, weshalb ich mir selbst solche Forderung stelle und was dazu gehört, daß ich . . .“

Sie hörte gar nicht darauf hin, ließ ihn nicht weiter sprechen.

„Abschied!“ Dies eine furchtbare Wort krachte sich in ihrem Gehirn fest.

Nun sprach sie es auch aus — nein, stöhnte es ihm entgegen:

„Abschied — du willst mir den Abschied geben; willst mich fortjücken wie ein kleines Mädel, dessen du überdrüssig geworden bist.“

„Rena?“

„Dabei sind wir doch verlobt. Seit zwei Jahren sind wir verlobt. Hier!“ Sie warf die linke Hand empor. „Hier trage ich seit einundzwanzig Monaten deinen Verlobungsring, trage ihn wie einen Talisman und wie ein Amulett. Nun aber willst du mir den Abschied geben und mich fortjücken, als wäre ich dir nur ein Zeitvertreib gewesen, dessen du jetzt überdrüssig geworden bist . . .“

Klingelzeichen schrillten durch das Haus. Fernes Gebrodel von Menschenstimmen wirkte dumpf herüber. Aus dem Zuschauerraum kam das probeweise Tirillieren einer Flöte, das Brummen eines Jagotts, das schüchterne Medern eines Saxophons. Die Pause war vorüber.

Fliegende Angst überfiel Rena Lints Herz. Wenige Minuten nur waren ihnen beiden noch vergönnt. Dann kam die Neubauer mit dem Kostüm für den nächsten Auftritt.

Diese kurze Spanne Zeit, die wie eine Galgenfrist war, mußte sie benutzen, um ihm seine wahnsinnige Zwangsidee auszureden.

Sie suchte fiebernd nach Worten, die ihn überzeugen würden. fand sie nicht. Stammelte wirr und zusammenhanglos hervor, was ihr durch das aufgestörte Gehirn raste.

„Du bist brutal. Du handelst unmenschlich und gewissenslos. Kaltblütig willst du mich opfern um ein Phantom, um eine Nichtigkeit, die nur in deiner Phantasie existiert. Was geht denn uns und unsere Liebe dieser elende Hamburger Kram an?“

„Das hab' ich dir ja auseinandergesetzt. Du' doch nicht so, als hättest du mich nicht begriffen.“

„Nein, ich hab' dich auch nicht begriffen. Nie werde ich zulassen, daß man mir mein Glück stiehlt und mein ganzes Leben vernichtet, weil irgend wer einem Rennpferd den Sattelschurte zerschnitten hat.“

„Und doch ist es so. Wenn die Welt ahnte, aus welcher armseligen Motiven mitunter die verhängnisvollsten Katastrophen entstehen. Überdies handelt es sich gar nicht um den Sattelschurte, sondern . . .“

„Um mich!“ . . . fiel sie ihm ins Wort. „Um mich! Um dich! Um uns und unsere Liebe! Der willst du jetzt den Abschied geben!“

Darüber kam sie nicht hinweg, daran zersplitterte jede klare Überlegung.

Und mit einmal schossen ihr die Tränen in die Augen, hingen sich schwer an die dunklen, aufwärts gebogenen Wimpern, rollten über die Wangen, zogen durch Puder und Schminke feine Bahnen und gaben dem rasiert schmalen Oval ihres schönen Gesichts plötzlich einen wilden, entschlossenen Ausdruck.

Die Worte überstürzten sich hemmungslos, strömten in brülliger, unartikulierter Heiserkeit.

„Gefiehe doch. Du hast mich nur erschrecken und auf die Probe stellen wollen. Sag' mir, daß du nie eine Sekunde mit dem Gedanken spieltest, dich von mir zu trennen. Sag' mir, daß wir zusammen bleiben, daß nichts uns trennen darf, daß ich auch morgen, auch übermorgen noch deine Braut bin, daß wir am 5. Dezember heiraten, wie wir es planten. Sag' mir, daß du . . .“

An der Tür klopfte es.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Hochzeitsreise auf brennendem Schiff.

Von Hugo v. Köller.

Eine verheerende Sonnenglut lag auf dem Marmara-Meer. Der Mittagsdampfer, der mich von Konstantinopel nach der Prinzeninsel Prinkipo, wo ich Sommerwohnung genommen hatte, bringen sollte, war noch leer, als ich ihn betrat. Auf der Kommandobrücke sah der alte Kapitän Nikolo, ein Seemann, der sich rühmen konnte, in seinen nunmehr achtzig Jahren nie etwas anderes getan zu haben, als zwischen Konstantinopel und den Prinzeninseln hin- und hergefahren zu sein. Ein anderes Gewässer, als das Marmara-Meer, kannte er überhaupt nicht. Wir tauschten den türkischen Gruß aus. „Geht es bald los, Kapitän? Hier beim Stillliegen wird man ja lebendig gebraten.“ — „Nur keine Hast“, erwiderte mir Nikolo, der zwar von Geburt Grieche, während seiner sechzig Dienstjahre bei der staatlich-türkischen Dampfschiffahrt-Gesellschaft Nachsusee aber vollständig zum Türken geworden war, „immer langsam-langsam.“ — „Wie lange also dauert es noch?“ — Kapitän Nikolo zog bedächtig die Uhr. „Zehn Minuten müssen wir noch warten. Vielleicht kommen doch noch Passagiere.“ — Und es kamen in der Tat noch Passagiere, und zwar zwei — sehr interessant! Eine bildhübsche, junge Frau und — ein Mann dazu. Sie gingen das Deck entlang bis an den Bug und blieben schließlich, fragende Blicke um sich werfend, stehen. Ich stand in ihrer Nähe und fing geschickt so einen fragenden Blick auf. „Verzeihen Sie, mein Herr, sprechen Sie deutsch?“ Das konnte ich mit gutem Gewissen bejahen. Da fragte die Dame weiter: „Sind wir hier richtig auf dem Dampfsboot, das nach den Prinzeninseln fährt?“ — „Ja, wohl, gnädige Frau, dies Schiff fährt nach den Prinzeninseln.“ — „Es ist aber doch ganz leer.“ — „Das kommt vor. Bei der Hitze fahren die Menschen nicht gern in der Mittagsstunde.“ Die junge Frau gefiel mir, und ich war bald in lebhafter Konversation mit ihr. Sie plauderte so nett in ihrem Wiener Dialekt, und schon nach wenigen Minuten mußte ich, daß sie — eine geborene Wienerin — einen Ungarn geheiratet hatte, mit dem sie sich zur Zeit auf der Hochzeitsreise befand. Das war interessant; und ich sah mir daraufhin die junge Frau noch mal näher an. Sie war eine Hochzeitsreise wert! — Und der Bestzer dieser Juwels? Der Ehemann? — Das einzig Sympathische an ihm war mir, daß er kein Wort deutsch verstand!

Wir ließen uns möglichst weit vorn auf dem Dampfer nieder, um doch etwas von dem durch die Fahrt verursachten Luftzug zu profitieren. Als einzige Passagiere an Bord konnten wir über das ganze Deck verfügen. — Endlich setzte sich das Schiff langsam in Bewegung. Wie alle Dampfer der Nachsusee-Gesellschaft war auch dieser ein würdiger Schiffsveteran, der in seiner Jugend Lenz vor etwa fünfzig Jahren als österreichischer Donaudampfer den Passagierdienst zwischen Wien und den rumänischen Städten an der unteren Donau versehen hatte. Als er wegen Alterschwäche austrangiert worden war, hatten die Türken ihn gekauft und ihn für die Fahrt Konstantinopel-Prinzeninseln in Dienst gestellt. Er war als Fluddampfer auf flachen Kiel gebaut und rollte daher schon bei der geringsten Dünung ganz sanft hin und her. Die junge Frau schien auf diese leise schwappende Bewegung des Dampfers zu reagieren; sie verlor allmählich alle Farbe im Gesicht und bekam mit der Zeit einen grünlichen Ton auf ihrer sonst zarten Haut. Sie wurde immer einsilbiger und rückte immer näher an ihren ungarischen Gemahl heran. Da gefiel sie mir schon weniger. Auch schien das junge Ehepaar sich plötzlich zu erinnern, daß es sich auf der Hochzeitsreise befand. Er sah sie an, sie sah ihn an; er drückte ihre Hand, sie drückte seine Hand. — Das wurde mir langweilig; ich rückte immer weiter von ihnen ab und schlief schließlich ein.

Plötzlich erwachte ich von lautem Rufen, das mir in meiner Verschlafenheit wie „Feuer“ klang. Ich schlug die Augen auf und sah unmittelbar vor mir aus der Holzbekleidung des vorderen Schornsteins, die etwa ein Meter hoch war, dicke Rauchschwaden herauswirbeln. Die Hochzeitsreisenden liefen mit allen Anzeichen des Entsetzens vor mir hin und her. Trotz ihrer nunmehr offensichtlichen Seeskrankheit empfand die junge Frau doch im Geist alle Schrecknisse eines Schiffsbrandes und flehte mich an, irgend etwas zu unserer Rettung zu veranlassen.

Ich mußte lachen über die tragikomische Situation. Vor mir das junge Paar in wahrer Todesangst, sonst himmlische Ruhe auf dem brennenden Schiff. Auf der Kommandobrücke ein schlafender Kapitän neben einem zum mindesten halbgeschlafenden Steuermann, hinten auf einer Bank zwei schlafende Matrosen! Und langsam zieht das brennende Schiff durch die spiegelglatte Wasserfläche des Marmara-Meeres. Rauchwolken und Stichflammen stoben aus seinem

Borderteil, als ob das etwas Selbstverständliches wäre. Kein Kapitän, kein Steuermann, kein Matrose beachtet es. Der ganze Dampfer ein Dornröschen-Idyll.

Ich sah zwar keine Gefahr für uns drei Passagiere, wenn auch weder ein Rettungsboot noch Schwimmgürtel oder Ähnliches an Bord waren, denn in einigen Minuten hatten wir ja die erste Prinzeninsel erreicht, und so lange würde der alte Kapitän sicher noch schwimmen. Aber diese Ausgeburt von orientalischem Phlegma bei dem ganzen Schiffspersonal brachte auch mich aus der Ruhe. Zornig rief ich zur Kapitänbrücke hinauf: „Kapitän Nikolo! Hier vorn im Schiff brennt's!“ Der Alte rief sich die Augen, blinzelte in die Sonne und erwiderte schläfrig: „Es scheint bald so.“ Ohne sich von seinem Sitz zu erheben, rief er die beiden Matrosen aus dem Schlaf und befahl ihnen, einige Eimer Wasser in die Holzbekleidung zu gießen. Sobald dies geschah, waren die Flammen verschwunden, und das alte Bild tiefsten Friedens lehrte an Deck zurück. Die Hochzeitsreisenden atmeten auf, und die junge Frau überfeste mit den weißen Auspruch ihres Gatten, daß ihm der Gedanke, in einem brennenden Schiff umzukommen, recht unsympathisch gewesen sei. „Das kann ich mir denken“, erwiderte ich. „Aber nun ist ja das Feuer gelöscht, also die Gefahr, auf der Hochzeitsreise zu verbrennen, beschworen.“ Kaum hatte ich es ausgesprochen, als neben uns mit einem lauten „Puff“ von neuem Rauch und Flammen aus der Holzbekleidung herauskamen. Das ungarische Paar stand mit mir unmittelbar an dem Schornstein, und wir alle drei erschraken ziemlich heftig. Die junge Frau wurde höchst ungemütlich und glaubte nun doch wieder an ihr Ende auf einem brennenden Schiff. — und das auf ihrer Hochzeitsreise! Das Mitleid mit sich selbst rührte sie zu Tränen. — Wenn ich auch immer noch nicht an eine Gefahr glaubte, so empörte mich die geradezu verbrecherische Gleichgültigkeit des Schiffs-personals einer Situation gegenüber, die immerhin ernstere Folgen haben konnte. Ich rief dem Kapitän nicht gerade Schmeicheleien nach seiner Brücke hinauf. Aber das genierte ihn durchaus nicht. Ohne sich von seinem Sitz zu erheben, erledigte er diesen zweiten Ausbruch eines unsichtbaren Feuerherdes im Schiff, wie den ersten. Und dann ging die Reise in alter Gemütlichkeit weiter. — Nur den Hochzeitsreisenden war die Freude an ihrem Ausflug nach den Prinzeninseln verdorben. Sie hatten nur noch den einen Wunsch, so schnell als möglich wieder an Land zu kommen. Und als das Schiff an der ersten Prinzeninsel anlegte, waren sie nicht mehr zu halten. Ich versicherte sie zwar, daß die Insel Brott ein trostloser Aufenthaltsort und nur von einigen Fischern bewohnt sei, daß von jetzt an die Fahrt von Insel zu Insel nur immer fünf Minuten dauere, und wir in etwa fünfzehn Minuten in Prinkipo selbst anlegen würden; aber es half nichts, sie gingen an Land, um den nächsten Dampfer abzuwarten, mit dem sie nach Konstantinopel zurückkehren konnten. Beim Abschied sagte mir die junge Frau: „Daß ich meine Hochzeitsreise ausgerechnet auf einem brennenden Schiff machen soll, kann kein Mensch von mir verlangen.“

Welt u. Wissen

* **Wolfsjagd per Grammophon.** Die amerikanischen Blätter berichten über eine Idee des in Montreal lebenden Zahntechnikers Salzmann. Dieser hat in überraschend einfacher Weise das Problem gelöst, wie man die unzähligen Wolfsheerden, die die kanadischen Farmen überfallen und im Viehbestand ungeheure Verwüstungen anstellen, ausrotten könnte. Die Farmer hatten sich in den vergangenen Jahren wiederholt an die Regierung um Hilfe gewendet, da diese Wolfsheerden bereits zu einer Landplage herangewachsen waren. Man wußte jedoch keinen Rat. Der Zahntechniker Salzmann legte nun der zuständigen Stelle den Vorschlag vor, im Kampf gegen die Wolfsheerden zur Grammophonplatte Zuflucht zu nehmen. Man soll Platten herstellen, die das Heulen der Wölfe genau imitieren. Die Wölfe besitzen ganz hervorragendes Gehör und pflegen ja, wenn sie das Geheul eines Wolfes hören, zusammenzurufen. Man überzeuge die Umgebung des Grammophons, dann übernehmen das Militär den Abschub. Nun wurden in den vergangenen Monaten im Zoo einige Tausend solcher Grammophonplatten verfertigt. Die Generalprobe der neuen Methode ging dieser Tage vor sich. Am Rand des Waldes, in dem besonders viel Wölfe herumirren, gelangte eine ganze Batterie von Grammophonplatten zur Aufstellung, fünfzig an der Zahl, die zu gleicher Zeit das Geheul von Wölfen ertönen ließen. In einer halben Stunde hatten sich am Rande des Waldes, vom Geheul angelockt, etwa 400 Wölfe angesammelt. Das Militär eröffnete das Feuer und einige hundert Wolfsleichen blieben auf der Stelle liegen.

* Arthur Schnitzler: „Buch der Sprüche und Bedenken“. Aphorismen und Fragmente (Phaidon-Verlag, Wien 6). Arthur Schnitzler, der vielgewandte Wiener Romantiker, dem als Arzt nichts Menschliches fremd ist, festelt in seinen Dichtungen immer wieder durch die psychologische Durchdringung eines Themas oder einer Charakterstudie Äußere und innere Erlebnisse hat er in seinem Tagebuch gesammelt, in Sinnprüfungen, Aphorismen und knappen Aufzeichnungen geistreicher Einfälle, die auch den Dichter nicht vermissen lassen. Die Aufzeichnungen sind Erkenntnisse von Klarer und scharfer Formulierung, die sich mit Ahnungen und Fragen, Schicksal und Wille, Verantwortung und Gewissen, Werk und Widerhall usw. beschäftigen und, ohne Endgültiges über die letzten Dinge sagen zu wollen, den Geist des Lesers anregen und beschäftigen.

* Max Mohr: „Venus in den Fischen“. Roman. (Verlag Ullstein, Berlin). Es liegt ein besonderer Reiz in diesem neuen großen Gesellschaftsroman, daß weder die vornehme Berliner „Gesellschaft“ noch der alte schlaue Neger Abba, der die „oberen Zehntausend“ zum Spielball seiner geschäftstüchtigen Launen macht, ganz ernst genommen wird. Dieser Abba ist Astrologe, Charlatan und Genie, amerikanischer Geschäftsmann und sentimentaler Urwaldssohn, und im Wandumdrehen muß ihm in dem wackelnden Europa sein Werk gelingen: er eröffnet ein großes Nerven-Sanatorium bei Berlin, und der Astrologe und Wunderdoktor ist der vergötterte Prophet des Tages, die letzte große Sensation! Aber da ist der etwas schwerfällige, deutsche Assistenzarzt und die junge resolute Ärztin. In diesen beiden jungen Menschen weckt Abbas Heilslehre tiefere Konflikte, Liebe und Haß. Auf ein mystisches, teuflisches Liebesvermögen deutet das Horoskop der Ärztin, „die Venus in den Fischen“. Aber selbst die wichtigste und gewagteste Wissenschaft ist schließlich nicht im Stande, die natürlichste Lösung aus dem Dilemma zwischen himmlischer und irdischer Liebe auf die Dauer zu verhindern. Das Buch ist prädestiniert und spannend, es hat die flotten Dialoge des geübten Dramatikers und den Witz einer scharfen lebendigen Beobachtungsgabe.

* Werner Janßen: „Die Kinder Israels“. Mose-Roman (Verlag Georg Westermann, Braunschweig). Den internationalsten Stoff der Weltgeschichte — Aussug des Mose aus Ägypten — hat Janßen zu einer Glorifizierung des unsterblichen Volksführers verdichtet und aus frommer Sage, dürrer Historie, trockener Wüstenei Menschen erschießen lassen, die, ob sie auch drei Jahrtausende von uns entfernt sind, uns mit Urgewalt in den Kreis ihres mächtigen Lebens hineinziehen. Mose, Sohn des hebräischen Westens und der ägyptischen Königin, wird von Pharao großzügig zum Erben der Krone bestellt. Er wächst, in Unkenntnis seiner Geburt, nationalägyptisch auf, und erst nach seinen Erlebnissen als Fronoberst zu Gosen, nach seinem Gottempfinden in Echnatons wundervollem Amarna, nach Liebesrausch und Mord, und langer Wüstenflucht hebt am Brunnen von Midian in seiner Brust das Bekenntnis zum väterlichen Blute an. Aus dem nationalsten Ägypter wird der nationalste Hebräer, er kehrt an den Nil zurück und verlangt Freiheit seiner Brüder, innere Freiheit auch der Gefügten, und Zusammenschluß aller Spieler und Gegenspieler vollen aufeinander, als sei es ein Streit des heutigen Tages, aber seine Feuerseele schlägt alle in Bann, seine dämonische Leidenschaft reißt arm und reich und gut und böse in seine einigenden Arme, und der endlose Zug beginnt seine Fahrt nach Kanaan geführt von einem, den Gott allein beisteht, der alles geopfert hat: Kind, Weib und Vater, Krone und Reich.

* Mela Hartwig: „Ekstase“. Novellen. (Paul Holsner Verlag, Wien 6). Mit schonungsloser Offenheit werden hier von einer Frau die letzten im Unterbewußtsein schummernden Wünsche und Begierden abwegiger Menschen bloßgelegt, wird der Aufruhr leidend verzerrter Menschen und der Hexenabbat dämonischer Triebe geschildert. Besonders „Das Verbrechen“ und „Der phantastische Paragraf“ fesseln über das Thema hinaus durch die Kraft und Größe der Gestaltung.

* Zad London: „Mondgesicht“. (Universitas, Deutsche Verlags-A.-G., Berlin W. 50.) Zad London zeigt sich in diesem Bande von einer ganz neuen Seite her. Er, der Meister des Realen, gestaltet hier mit derselben Meisterschaft das Phantastische und zeigt sich so als geistiger Erbe seines Landsmannes Edgar Allan Poe. Seltsame Nervenreize und groteske Situationen voll derben Humors, das Problem der Unsichtbarkeit, unerklärliche spiritistische Erscheinungen, geheimnisvolle Gemeinwesen sind der Gegenstand dieser

Erzählungen. Und gerade die Kraft Londons, das Wirkliche zu gestalten, verleiht auch diesen Darstellungen des Unwirklichen einen hohen Grad von Gegenständlichkeit und Wahrscheinlichkeit, daß wir diesen erfundenen Abenteuern Zad Londons mit der gleichen Spannung und Erregung folgen wie seinen tatsächlichen.

* E. Temple Thurston: „Die Frau des Feindes“. Aus dem Englischen übertragen von Hellmuth Wesel. (Th. Knaur Nachf. Verlag, Berlin W. 50). Die Geschichte einer Leidenschaft, durch die die Heldin Jane Carroll aus der behüteten Atmosphäre ihres Londoner Salons in die bösartige Unerbittlichkeit des Krieges um Irlands Selbstbestimmung recht gerissen wird. Doch Irland duldet keine Wahlverwandtschaft zwischen der Frau und dem heldenmütigen Kämpfer für seine Sache. Und so verliert Jane Carroll nicht nur ihr Heim, sondern auch den Mann, dessen Heroismus die Flamme in ihr entzündet hat. Ein Buch von großer Feinheit der psychologischen Zeichnung und erschütternder Wirkung.

* „Deutsch“. Kulturkundliches Lesebuch für die Oberstufe höherer Schulen. Herausgegeben von Akademiedirektor Dr. K. Weidell. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Auf 16 Bogen gibt Weidell einen Durchblick durch die Hauptgebiete deutscher Kultur. Man findet folgende straffe Disposition. Das Feste und Unabänderliche sind „die Naturgrundlagen“ (Land, Volk, Einzelwesen). Was auf ihnen erwächst, wird getrennt von dem, was in sie hineingebracht wurde und was mit dem Bodenständigen verschmolz: „Eigenes und Fremdes“ (Sprache, Christentum, Griechentum, Westeuropa). Aus beiden erwuchs die sichtbare Erscheinung deutschen Wesens in der „Welt“ (Gemeinschaft, Recht, Arbeit) und das innere, nach Ausdruck ringende Leben der deutschen „Seele“ (Dichtung, Kunst, Musik, Religion, Weltanschauung). Innerhalb der einzelnen Gruppen gibt Weidell Beispiele für je einen allgemeinen Überblick und für je einen Sonderfall, etwa Thode „Das Wesen der deutschen Kunst“ und Postar „Dürers Trilogie des Todes“. Jeder Deutsche, der sich bemüht, die Einheit der deutschen Volksseele hinter den mannigfaltigen Kulturäußerungen zu erkennen, wird das Buch mit Gewinn und Genuß lesen.

* „Das deutsche Volkslied“. Ueber Wejen und Werden des deutschen Volksliedes. Von Studienrat Dr. J. W. Bruinier. (Verlag B. G. Teubner in Leipzig.) Der Verfasser behandelt das Wesen des deutschen Volksliedes überhaupt und lehrt Echtes vom Unechten unterscheiden, leitet das Verhältnis von Kunstlied und Volkslied ins rechte Licht, der landläufigen Meinung entgegen weist er richtig darauf hin, daß von Dichtern wie Goethe, Uhland, Wieland usw., die weitaus besten und für die Art des deutschen Volksliedes kennzeichnendsten unserer Volkslieder herrühren.

* „Schlachten des Weltkrieges“. (Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.) In der Schriftenfolge des Reichsarchivs „Schlachten des Weltkrieges“ ist eben der zweite Teilband der Marneschlacht 1914 (Verfasser: Major a. D. Thilo v. Bose, im Sept. 1914 Hauptmann im Gen.-Stabe des Gardekörps; Bearbeiter: Archivrat Stenger im Reichsarchiv) erschienen. Diese Kämpfe gehören an Spannung und Tragik zu den bedeutendsten, ja schlechthin entscheidenden Ereignissen des großen Krieges. Die Darstellung ist wahrheitsgetreu und rückhaltlos. Prächtige erhebende, bisweilen aber auch furchtbar erschütternde Stimmungsbilder bieten sich dar.

* „Geographisches Wörterbuch“. Allgemeine Erdkunde. Von Prof. Dr. O. Kende. 2. vielfach veränd. Auflage. Mit 31 Abbildungen im Text. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Das Geographische Wörterbuch, das im Rahmen der Teubnerschen kleinen Fachwörterbücher erschienen ist, liegt jetzt in 2. Auflage vor. In über 3500 Stichwörtern berücksichtigt es vor allem die Geomorphologie als den gegenwärtig im Vordergrund des Interesses stehenden Zweig der allgemeinen Erdkunde. Ebenso sind mathematische Geographie, Ozeanographie und Klimatologie mit in sich geschlossenen Uebersichten vertreten. Aber auch die Grenzwissenschaften wie Geologie und Palaeogeographie werden mit herangezogen, soweit sie zur Ergänzung notwendig sind, und soweit es der vorgesehene Umfang der Fachwörterbücher erlaubt. Weiterhin bringt das Wörterbuch kurze Biographien der um die geographische Wissenschaft besonders verdienten Männer.

* Friedrich v. Tschudi: „Tierleben der Alpenwelt“. (Biographien und Tierzeichnungen mit Anmerkungen versehen von Prof. Dr. F. Schotte-Basel. (Rascher & Cie. Verlag, A.-G., Zürich.) Das mit schönen Bildern geschmückte Buch, das keine trockene Gelehrtenarbeit, sondern eine interessante, Umwelt und Geschehen vortrefflich schildernde Leistung ist, dürfte jedem Naturfreund Anregung und Freude bereiten.